

Blätter aus Krain.

(Beilage zur „Laibacher Zeitung.“)

Die „Blätter aus Krain“ erscheinen jeden Samstag, und ist der Pränumerationspreis ganzjährig 2 fl. österr. Währung.

Im Tannenwalde. *(Mirza)*

Der Mond geht still durch die Tannen,
Die zittern im Abendwind —
Da denk' ich Dein, wehmuthsinnig,
Du liebes Kind! *1120 24 m Sava*

Mein Herz ist auch so ein düst'rer
Und dunkelnder Tannenhain,
Und drinnen glänzt meiner Liebe
Verborg'ner Schein.

Der Sehnsucht Dual macht es zittern,
Den Tannen gleich in der Nacht,
Wenn ihnen bleich aus der Ferne
Das Mondlicht lacht.

Ludwig Waldeck.

Der Weg zum Capital.

(Schluß.)

Achtzigtausend Franks! Der Betrag war wahrlich fabelhaft! Ohne Zweifel hatte der Commis einen Irrthum in der Ziffer begangen. Meine Lage wurde immer schwieriger. Glückwünsche fielen von allen Seiten über mich her, besonders als ich vom Kopf bis zum Fuß schwarz gekleidet erschien. Ein Journal fand die Gelegenheit geeignet, eine biographische Skizze des Lebens meines Veters zu veröffentlichen, und der Herausgeber ersuchte mich in einem Schreiben, ihm einige weilläufige Umstände mitzutheilen. Damen, die mit allen Arten von Gesellschaften in Verbindung standen, baten mich um mein Autograph. Das Geld, das ich dabei für Briefporto bezahlen mußte, war schon bedeutend. Um dieser Lavine von Fragen zu entgehen, reiste ich eiligst nach Paris ab. Sobald ich dort ankam, machte ich meinen Banquier einen Besuch und wurde von ihnen empfangen, wie gewöhnlich die Erben eines großen Vermögens empfangen werden.

„Es ist uns leid, daß Sie von den spanischen (Fonds) Capitalien eine so schlechte Meinung hegen“, sagte Herr Bergeret, „sie sind sehr hoch gestiegen; jedoch haben wir nur die Hälfte Ihrer Loose verkauft.“

„Wollten Sie die Güte haben,“ antwortete ich, „mir zu sagen, wie viel wohl der wirkliche Werth des Ueberrestes betragen mag?“

„Ganz gewiß, mein Herr, tausend Piaster, das Capital zu siebzig (da der Piaster fünf Franks 35 Cts. gilt), die Summe ist schon bezahlt. Wenn Sie heute verkaufen, so werden Sie mit dem Ertrag zwanzig Tausend Franken haben.“

„Sehr gut. Sie sagten etwas von einer deutschen Bank, glaube ich.“

„Jawohl; die Regierung machte einige Schwierigkeit ein Privilegium zu gewähren; nun aber ist alles in Richtigkeit, und die versprochenen Aktien sind bedeutend gestiegen.“

„Kann ich also verkaufen?“

„Ganz gewiß, Sie haben fünfzig zu vier Hundert, und fünfzig Florin Profit; diese werden Ihnen etwa sechs tausend Franken eintragen.“

„Ohne daß ich Einschüsse bezahle?“

„Ganz ohne Einschüsse.“

„Das ist wunderbar; jedoch ohne Zweifel müssen Sie es wissen. Ich möchte diese Summe gerne sicher anlegen, wollten Sie nicht so gut sein, mir zu sagen, was da zu thun wäre?“

„Sie können nichts Besseres haben, als unsere eigenen Fünfprozentigen. Ich kenne wahrlich nichts, was sicherer wäre. Sie erhalten sechs Procent für Ihr Geld. Ich begreife, daß ich Sie durch solche Kleinigkeiten gelangweilt habe, da Sie sich bald um andere bedeutendere Summen werden bekümmern müssen.“

„Wenn ich nun den vereinten Ertrag des spanischen und des deutschen Capitals zu fünf Procent anlege, wie viel würde ich jährlich dafür erhalten?“

„Lassen Sie sehen. Dreitausend und hundert Franks, die Fonds zu achtzig, achtzehn bis zwanzigtausend — ja zwanzigtausend Franks per Jahr.“

„Ach, zwanzigtausend Franks per Jahr! Und wann kann die Geldanlage geschehen?“

„Morgen früh, das heißt, wenn Sie erlauben, daß unsere Firma die Transaktion ausführe.“

„Ganz gewiß, auf wen könnte ich mich wohl besser verlassen?“

Der Banquier machte eine höfliche Verbeugung. „Und nun,“ fuhr ich fort, „wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mir einige Louisd'or vorstrecken wollten; denn ich bin etwas in Verlegenheit.“

„Mein lieber Herr, alles Geld, das ich habe, steht zu Ihren Diensten. Wie viel wollen Sie? Zwei oder vierhundert?“

„Vielen Dank, fünfzig wird vorläufig genügen.“

„Darf ich hoffen,“ jagte der Banquier, „als ich mich anschickte, zu gehen, daß unsere Firma mit der Fortdauer Ihrer Gunst wird beehrt werden?“

„Ganz gewiß,“ antwortete ich.

Es gibt einige Augenblicke in meinem Leben, auf die ich mit mehr Befriedigung zurück schaue, als auf den der Zukunft mit Herrn Bergeret. Ich zweifle, daß ich an die zwanzigtausend Franks per Jahr geglaubt hätte, wenn nicht

die fünfzig Napoleons gewesen wären. Indessen waren aber meine zwei Freunde entsetzt über den guten Erfolg ihrer Geschichte, und nicht wenig beunruhigt wegen meiner plötzlichen Abreise nach Paris. Georg und Albert fingen an zu befürchten, daß ich wirklich an die Wirklichkeit der durch sie gemachten Erfindung glaubte.

Drei Tage nach meiner Zurückkunft besuchten sie mich mit langen Gesichtern.

„Mein lieber Ludwig,“ sagte Georg, „Sie wissen ja, daß Ihr Better nicht gestorben ist.“

„Ich kann dessen nicht gewiß sein,“ antwortete ich, „denn ich bin keineswegs von seiner Existenz überzeugt.“

„Ganz richtig; aber Sie wissen, daß diese Erbschaft bloß eine Prahlerei ist.“

„Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich glaube wir sind die Einzigen, die dieser Meinung sind.“

„Wir hatten sehr unrecht, eine so dumme Erfindung zu machen, und es ist uns sehr leid.“

„Im Gegentheil, ich bin Ihnen dafür sehr verbunden.“

„Aber es ist unsere Pflicht, sie zu widerrufen und zu bekennen, wie närrisch wir gewesen sind.“

Die Wahrheit konnte nicht lange verborgen bleiben; man fing an sich zu verwundern, daß keine Nachrichten von Martinique kamen. Die Klügeren schüttelten, Unglück weisend, den Kopf, wenn sie meinen Namen hörten.

„Der lächerlichste Zug in der Geschichte,“ sagte Einer, „ist, daß er endlich selbst an die Wahrheit seiner Erfindung glaubte; meinerseits muß ich gestehen, daß ich immer etwas ungläubig war, in Hinsicht jener Erbschaft.“

„Und ich auch,“ sagte Herr Felix, „obwohl es mich fünfzehntausend Franks gekostet hat.“

Als ich eines Morgens ein Duzend Briefe auf meinem Tische fand, schloß ich, daß die Seifenblase geplatzt sei. Ihr Inhalt war ziemlich derselbe; zum Beispiel:

„Herr Mayer empfiehlt sich Herrn Merau, da er bedeutende Zahlungen zu entrichten hat, wäre er Ihnen äußerst verbindlich für den Ertrag des Beigelegten.“

Meine Antworten hoben jeden Zweifel meiner Zahlungsfähigkeit.

„Herr Merau dankt Herrn Mayer, daß er ihm endlich seine Rechnung hat zukommen lassen; beiliegend meine Geldanweisung für den Betrag.“

Mein kaltes und gleichgültiges Benehmen hielt die Neugierde noch einige Tage wach.

„Welch' ein Glückhans,“ sagte Einer.

„Das Glück hat nichts mit ihm zu thun,“ sagte ein Anderer, „er hat seine Karten gut zu handhaben gewußt, und hat gewonnen.“

Ein oder zweimal, ich gestehe, fühlte ich Gewissensbisse; jedoch eine kurze Ueberlegung überzeugte mich, daß meine Bemühungen keinen Antheil an meinem Glücke hatten, und daß ich es der allgemeinen Verehrung des „goldenen Kalbes“ und der Wahrheit des Spruches Albert's zu verdanken hatte: „Der nächste und beste Weg zum Kapital ist der Credit.“

Eine päpstliche Visitation zur Zeit der Kirchenreformation in Steiermark, Kärnten und Krain.

Nach einem Manuscripte der Bibliothek della Bona in Görz.

(S. I u. f.)

III.

Ich wollte den Grafen von Ortenburg vor Erstattung meines Berichtes an Ew. Heiligkeit, abwarten, da er auf der Rückkehr von Italien nach Deutschland hier passiren muß, nachdem er einige Wochen die Bäder von Padua gebraucht. Dieser ist der angesehenste Mann und Landeshauptmann (Capitano) in Kärnten. Er ist nicht nur reich, sondern auch von großem Einfluß und der eifrigste Vertheidiger des heil. katholischen Glaubens, der immer gegen die Ketzer unter seiner Gerichtsbarkeit kämpft, es sind bei 30.000 Seelen im Gailthal, die er für die Kirche wieder zu gewinnen hofft. Ich habe mit ihm verabredet, im September d. J. zusammenzutreffen. Und da dieser Herr mir einige Hoffnung gegeben, und mir auch kräftigen Beistand in der Willacher Angelegenheit versprochen hat, so wollte ich hier einige Bemerkungen Ew. Heiligkeit nicht verschweigen, die mir der Graf von Ortenburg zur Erleichterung meines Vorhabens gemacht, und welche ich Ew. Heiligkeit zur Prüfung vorlege, um Ihre hohe Unterstützung für die Ausführung desselben zu erlangen.

Der Graf glaubt nämlich, während sich der Bischof von Bamberg am kaiserlichen Hofe befindet, Willach wieder gewinnen zu können, wenn Ew. Heiligkeit durch den Cardinal Mandrucci oder einen andern Ihrer Diener mit dem Bischof von Bamberg unterhandeln wollten, daß er Vollmacht gebe zur Austreibung der Prediger jeder Art Ketzerei von Willach, wo sie kein Recht haben, zu verweilen. Es müßten auch Strafbestimmungen (editti penali) gegen Alle erlassen werden, die im Allgemeinen oder in besonderen Fällen die Katholiken in ihrem Vorgehen hindern.

Ferner sollten die weltlichen Civil- und Criminalgerichtsämter in die Hände der Katholischen gegeben werden, damit sie insbesondere die geistlichen Güter für die Kirche zurückgewinnen können.

Die Mutter- und Filialkirchen sollten ihr Einkommen frei verwalten, damit die Seelsorger leben können und der Gottesdienst entsprechend besorgt werde.

Der weltliche Arm soll diesen Reformen zur Seite stehen, um die Evangelischen einzuschüchtern und die Katholischen zu unterstützen. Der Bischof von Bamberg dürfte sich diesen Anordnungen nicht widersehen, da sie den Befehlen des Erzherzogs Carl entsprechen. Die Ketzer hätten in Willach nicht so festen Fuß fassen können, hätten nicht die Bischöfe von Bamberg ihre Ausbreitung eher zugelassen (permessa) als gehindert. Im September sollte ein Abgesandter von mir mit dem Vicedom in Willach zusammentreffen und der Graf selbst will unseren Eifer unterstützen. Er glaubt auch, daß es von größtem Vortheil wäre, in diesen Gegenden ein Jesuiten-Collegium zu gründen.

So viel wollte ich Ew. Heiligkeit von den besonderen Verhältnissen der durch mich besuchten Orte mittheilen, zum Schluß will ich aber noch einige Gegenstände erwähnen, welche diese Provinzen, nämlich Steiermark, Kärnten und Krain, betreffen.

In Krain sind alle Adelligen Keher, von den Ständen sind wenige katholisch, aber die Landleute sind alle fest im heiligen Glauben. In Steiermark sind zwar viele Adelige keherisch, aber auch eine gute Anzahl katholisch, von den Städten (cittadini) sind noch die Hälfte katholisch, die Landleute sind alle katholisch. In Kärnten sind die Adelligen und die Städter mit dem größten Theile der Bauern keherisch, und obwohl sie verschiedenen Keherereien anhängen, so scheint doch jene des Luthers die verbreitetste zu sein. Am hartnäckigsten bestehen sie auf der Communion unter beiderlei Gestalt, und die anderen Irrthümer behalten sie nur bei, um desto zügelloser leben und die geistlichen Güter genießen zu können, sowie sie auch unter einander Verbrüderungen (fratellanze) geschlossen haben, sich nicht zu verlassen bei Strafe der Infamie. In Kärnten haben die Keherereien tiefere Wurzel geschlagen, als in Steiermark und Krain, es breitet sich die Slavianische Secte aus mit den verderblichsten Spuren des Arianismus.

Die Herren haben versucht, ihre Unterthanen zur Annahme der Kehererei zu zwingen, allein sie sind davon abgefianden, da sich sonst leicht ein Feuer hätte entzündet können. Ich habe nicht unterlassen, viele Landleute von ihren Irrthümern zurückzuführen, und es sind viele in den Schooß der h. Kirche zurückgekehrt.

Aber am schmerzlichsten ist es mir, daß wir zulassen müssen, daß die Keher mit Gewalt ihr Begräbniß in jener Kirche erzwingen, die sie bei Lebzeiten zu betreten scheuen, und was noch wunderbarer ist, während sie bei Lebzeiten an h. Bildern Anstoß nehmen, lassen sie die Bilder verstorbener Personen mit vor dem Crucifix gebeugten Knien anfertigen. Diese Bilder, und besonders jene des jüngsten Gerichts, welche als Selige ihre Prädikanten und als Verdammte die katholischen Priester darstellen, habe ich entfernen lassen. Ich habe nicht verfehlt, den Priestern unter schwerer Strafe die Aufnahme der Keher zum Begräbniß zu verbieten und Jene zu strafen, welche es gegen Bezahlung zugelassen hatten.

Die Kirchengüter sind in vielen Orten von den Kehern zum Unterhalt ihrer Prediger in Anspruch genommen, viele Patrone haben sich der Güter ihrer Kirchen bemächtigt und besolden kärglich einen Priester zur Verabreichung der Sacramente. Hätte ich Hand darauf legen wollen, so wäre ohne Zweifel dieser Priester fortgejagt worden und das Volk hätte dieses Weislandes entbehrt. Viele Priester haben auch aus Nachlässigkeit oder Bosheit die Steuern nicht bezahlt, und die Kirchengüter sind dann von den Ständen versteigert worden. Ich habe die Geldstrafen der schuldigen Priester zur Wiedergewinnung dieser Güter bestimmt.

Der Patriarch übergeht nun zur Schilderung der persönlichen Lebensweise der katholischen Priester, welche er scharf tadelt; unter Andern sagt er:

„Die wenigsten beten die canonischen Horen, indem sie sie nicht kennen. Sie sind meistentheils unwissend in Bezug auf die nöthigen Dinge ihres Berufes, insbesondere die Kraft und Wirksamkeit der Sacramente, aber sie predigen mit einer Kraft, die uns zum Staunen nöthigt und ihre Predigten bewegen sich meist nur in der Auseinandersetzung des Evangeliums nach guten Autoren und des Lebens der Heiligen, woran das Volk große Freude hat. Nichts desto weniger fand ich eine große Menge keherischer Bücher in den Häusern der Priester, — übrigens in Staub begraben, ein Beweis, daß sie sie nicht studirt haben, sondern sie entschuldigten sich, daß sie dieselben im Pfarrhause angetroffen, und daß sie von ihren Vorgängern herrührten. Diese Bücher wurden alle verbrannt und zwar in erstaunlicher Menge.

In der Verwaltung der Sacramente finden sich viele Mißbräuche. Die Riten weichen sehr von einander ab. Sie taufen auswärts ohne Noth und Beobachtung der Ceremonien, die Confirmation (Jirmung) ist schon viele Jahre nicht vorgenommen worden, ich firmte tausend und aber tausend Personen. Bei der Beicht pflegen viele Priester 10 bis 12 Beichtende auf einmal zu hören und sprechen sie los, ohne eine Besprechung der Sünden und ohne die rechte Absolutionsformel zu wissen. Das heil. Abendmahl wird zur selben Zeit den Katholischen und den Kehern ausgetheilt, zuerst die Hostie beiden, dann den letzteren der Kelch. Das Sacrament der Ehe betreffend, so ertheilten sie dasselbe nur gegen eine bestimmte Summe Geldes, auch zu den verbotenen Zeiten gegen Geld, es geschehen nicht die öffentlichen Verkündigungen in der Kirche, Heiraten im dritten und vierten (canonischen) Grade werden nicht gehindert. Die letzte Delung war durch die Nachlässigkeit der Priester fast ganz in Vergessenheit gerathen, wurde nicht mehr für ein Sacrament gehalten, und man glaubte es nur für Kranke bestimmt.

Die Ordination geschieht auf ungesekliche Art (der Patriarch beschreibt die verschiedenen Mißbräuche). Aber es schmerzt mich, es zu sagen, ich habe auch bei den Bischöfen dieser Gegenden meist sehr wenig Kenntniß von dem geistlichen Regiment gefunden. Man kennt weder, noch scheut man den päpstlichen Bann, ohne Prüfung oder Approbation der Ordinarien übernehmen die Priester das geistliche Amt. Es würde von Nutzen sein, den Erzbischof von Salzburg, dessen Jurisdiction an die meinige grenzt, und die anderen benachbarten Bischöfe zur kräftigeren Handhabung des geistlichen Regiments aufzufordern, insbesondere, damit nicht die bestrafte oder in Bann gelegten Priester von ihnen aufgenommen werden. Ich hatte in meinem Gefolge erfahrene Priester, Dalmatiner von Geburt, welche die Sprache des Volkes verstehen und diesen Völkern Hilfe bringen könnten. Auch der Hof würde diese lieber sehen, als die Venetianer. Ich habe im Sinne, zwei oder drei Jesuitenjünglinge, die in meiner Nähe in der geistlichen Verwaltung ausgebildet sind, dahin abzuordnen.

So viel wollte ich Ew. Heiligkeit von meiner Visitation in diesen Provinzen voll beweinenwerther Verirrungen berichten, und so lange noch eine Spur von Leben in mir ist, werde ich diese, obwohl für meine Kräfte zu schwere Last nicht scheuen.

Ich empfehle Cur. Heiligkeit diese Diöcese und Kirche, einst so mächtig und glorreich, jetzt von so vielen Seiten angefallen und zerfleischt. Die Fürsten haben sie ihrer Reichthümer beraubt, und die Stadt Aquileja geht nach so vielen Einbrüchen der Barbaren in der Fieberlust unter und jetzt haben die Ketzer den Glauben zerstört, der diese an Sitte, Sprache und Kleidung so verschiedenen Völker unter ihren Fürsten verband, zwischen deren Eifersüchteleien der Patriarch von Aquileja durchschiffen mußte, nicht ohne Gefahr, häufig Schiffbruch zu leiden. Ich bitte Cur. Heiligkeit, mich sowohl dem Hause Oesterreich, als der Signorie Venedig zu empfehlen, damit ich deren Unterstützung in der Aufgabe finde, mit der mich Cur. Heiligkeit betraut hat, und ich empfehle mich demüthigt, Cur. Heiligkeit die Füße küßend.“

Ein verhängnißvoller Reim.

Unter Sixtus V. hatte ein Florentiner Dichter und Zeitungs-Schreiber Namens Marere eine Satyre über eine Person von hohem Range veröffentlicht, über welche sich der Gefräßige beim Papst beschwerte. Dieser ließ den Verfasser herbeirufen und setzte ihn darüber zur Rede, daß er sich einen so starken Ausfall erlaubt habe. Nachdem der Dichter sich in einer Weise zu rechtfertigen versucht, die dem heiligen Vater ein Lächeln abnöthigte, fragte er ihn streng, warum er in seinem Nachwerk auch den Namen einer Frau mißbraucht habe, die um ihrer Tugenden willen von Allen geschätzt werde. Marere zögerte mit der Antwort. „Nun,“ nahm Sixtus das Wort, „hat sie Euch etwa Ursache zur Klage gegeben?“ „Nein, heiliger Vater,“ antwortete der Bedrängte. „Und weshalb habt Ihr es dennoch wagen können, sie durch Verläumdungen zu beschimpfen?“ „Weil ich ihres Namens für einen Reim bedurfte, der mir eben fehlte,“ lautete Mareres Entschuldigung. „Ei, Herr Dichter,“ erwiderte der Papst, „so laßt doch sehen, ob ich nicht auch auf Euren Namen einen Reim zu Stande bringen kann. Hört also:

Sie verdienen, Signor Marere,
Zu rudern auf der Galeere.“

Und die Sentenz wurde vollzogen. Auf alle Bitten, welche für den Armen eingelegt wurden, antwortete Sixtus: „Es hat sich einmal gereimt, und so etwas geschieht zu selten, als daß diese Begebenheit nicht Epoche machen sollte.“

Er hatte nicht unrecht; dieses Beispiel machte die Satyrenschreiber etwas zurückhaltender, höchstens daß sie sich in Pasquinaden ergingen, welche, wie anzüglichlich sie auch sonst sein mochten, doch nur selten Untersuchungen herbeiführten, weil sie nicht allein viele Wahrheiten enthielten, sondern auch ihre Verfasser sich wohl hüteten, genannt zu werden.

Der Mensch entgeht seinem Schicksale nicht.

Marquis Sauville war der einzige Sprosse einer erlauchten Adelsfamilie und es läßt sich begreifen, mit welcher Aengstlichkeit und Sorgfalt sein Leben gehütet und wie jeder seiner Athemzüge mit besorgter Spannung beobachtet wurde. Nun gerade mit den Athemzügen hatte die Familie Sauville ihre schweren Bedrängnisse. Der junge Marquis hatte die verführerischen Liebes- und Lebensfreuden in so ungezügelter, rascher Weise eingenossen, daß seine angestrenzte Brust zuletzt den Dienst versagte und krank wurde. Man schickte sie und ihren reichen Besitzer ohne Erfolg von Bad zu Bad, von Arzt zu Arzt, bis zuletzt ein alter Praktikus den unglücklichen Eltern rief, den jungen Herrn — Fleischhauer werden zu lassen. Das frische, thierische Leben, rings um ihn rein und voll ausgehaucht, würde

ihn auf's Neue kräftigen und beleben können. Der Zweck abelt das Mittel, und wenn es gilt, einen schwankenden Stammbaum zu erhalten, so ist auch der warme, heilkräftige Duft eines bürgerlichen Metzgerhauses nicht zu verachten. Der junge Marquis fuhr also täglich in glänzender Equipage in das Abattoir, band sich die Schürze um und bediente fleißig die Kunden aus der Stadt und den Vorstädten. Die elegantesten, vornehmsten Damen von Paris sprachen bei dem aristokratischen Fleischergesellen vor, um ihn Hammelskeulen und Ochsenrippen abwägen zu sehen, und nicht selten konnte man Dialoge, wie folgt, hören: „Aber Herr Marquis, haben Sie nicht gestern bei Ihren Ahnen geschworen, mir keine Knochen zu dem Fleische mehr zu geben, und doch war bei der Kalbsbrust, welche Sie heute Morgens die Güte hatten . . .“ „Beste Herzogin, das muß so sein, wir nennen das in der Kunstsprache die *jouis-sance*, es ist die unvermeidliche Zugabe und es berührt mich schmerzlich . . .“ Daß wir es kurz machen, der junge Sauville kehrte frisch und gesund von seiner unfreiwilligen Beschäftigung zurück und wurde wenige Tage darauf — in einem Duell erschossen.

Chinesische Familienliebe.

Ein englischer Seemann, Edward Brown, als Kapitän einer chinesischen Lorch von Hongkong in die Hände von Seeräubern gefallen, rettete sich durch Schwimmen an das nächste Ufer, das zufällig ein cochinchinesisches war, und wurde von Mandarin zu Mandarin, von Gefängniß zu Gefängniß geschleppt, bis man ihn endlich nach Singapore entließ. In einem seiner Kerker traf er mit einem Cochinchinesen zusammen, der wegen Reisdiebstahls bis auf weiteren Befehl gefangen gehalten wurde. Der Mann saß ein Jahr lang, als er in Folge guter Führung die Erlaubniß erhielt, seine Familie zu sich zu nehmen. Diese bestand aus seiner Frau und drei Kindern von 2 — 6 Jahren, zwei Mädchen und einem Knaben. Er war kaum ein halbes Jahr mit den Seinigen wieder vereinigt, als er das älteste Kind, ein Mädchen von sechs Jahren, für 50.000 Käschen oder etwa dreizehn Dollars verkaufte. Wieder ein halbes Jahr später verkaufte er sein zweites Kind, ein dreijähriges Mädchen, für 20.000 Käschen oder fünf Dollars. Ein Jahr verfloß, und nun kam die Reihe an den Knaben, der inzwischen fünf Jahre alt geworden war. Diesmal bestand der Kaufpreis in 17.000 Käschen, nicht viel mehr, als vier Dollars. Als Brown mit ihm zusammentraf, bot der Reisdieb eben seine Frau aus. Sie weinte bitterlich, als sie den Kaufliebhabern, drei Männern von wildem Aeußern, vorgeführt wurde, und als ihr Mann einige Worte an sie richtete, wandte sie sich voll Verachtung von ihm ab. Die Unglückliche wurde mit 80.000 Käschen oder zwanzig Dollars bezahlt. Der unnatürliche Gatte und Vater verkaufte seine ganze Familie, um sein Gelüst nach Opium zu befriedigen.

Literatur.

Libanon. Ein poetisches Familienbuch. Von L. A. Frankl. Wien. Pichlers Witwe & Sohn. 1864.

Die dritte und vermehrte Auflage des unter obigem Titel vor Jahren erschienenen interessanten Werkes liegt uns vor, und mit wirklicher Freude ergingen wir uns in dem Haine von trefflichen Poesien, den der Herausgeber mit kunstfertiger und verständiger Hand angelegt hat. Es sind meist fremde Blumen mit entschieden orientalischem Habitus, die in dem Haine blühen, und in den Zweigen rauscht und plätschert es, wie einst in den Gärten Salomo's. Die Dichter aller Nationen und aller Zeiten sind darin vertreten, und wer nicht von vornherein gegen die einseitige Färbung eingenommen ist, wird das Buch mit dem Urtheile aus der Hand legen, daß es ein sehr interessantes ist.